Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 28 (1938)

Heft: 33

Artikel: Die Frau aus der Stadt...

Autor: Schüpbach, M.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646341

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Frau aus der Stadt . . .

M. Schüpbach.

So hat die Frau noch nicht gewartet, aus der bangsten Hoffnung, daß jeder Atemzug leiser geht und manchmal fast das Herz zu schlagen aushört. Immer wieder läust sie zum Fenster und vors Haus: wie sich das Unwetter austürmt! Bald wird der ganze Himmel von dunklen Wolfenballen bedeckt sein. Als ahnten sie drohendes Unheil, stehen die Bäume mit ihrem weiten grünen Gezweig schier leblos da.

Die junge Frau hat sehr viel Furcht vor dem Gewitter—wenn doch nur ein Wensch täme! Aber sie ist ganz allein. Nicht einmal die Uhr tickt in der großen Stude, die sonst mit knarrendem Bendelschlag die Stunden und Tage durchwandert; sie haben nicht Zeit gehabt, ihr rasselndes Käderwerk in Gang zu seizen. Es ist auch sehr heiß in der Stude und jetzt dämmerdunkel, die Weinranken vor dem Fenster lassen nur spärlich das Licht eindringen. Breit und behäbig steht in der Ece der Stude das Himmelbett, darin alle Gutbauernkinder zur Welt gekommen sind. Die Frau will sich nur einen Augenblick auf den Stuhl davor hinsetzen, in surchtsamer Scheu mit der Hand über die ausgetürmten Kissen streichen — aber sie kommt nicht dazu. Herr im Himmel! Es ist schon so weit, es wird wieder Geburtstag geben.

Die Mutter daheim wollte sie in die Stadt hinein haben, in das Wöchnerinnenheim, aber sie traute sich nicht, dies heftig zu verlangen. Der junge Bauer hätte es vielleicht getan, aber sie fürchtet sich zu sehr vor der Geringschätzung und dem heimlichen Spott, der den Schwiegereltern sowieso Tag für Tag in den harten kantigen Gesichtern stand. Die Schwiegermutter hat acht Kinder in dem Himmelbett geboren und sich bei jedem kaum vier Tage Ruhe gegönnt. Die Neumodischen machen das heute nicht mehr, sagt sie mit überlegenem Lächeln.

Als der Sohn das Mädel heimbrachte, das er in der Stadt drinn fennengelernt hatte und das er gegen den Willen des Alten heiratete, fagte der alte Bauer geringschätig: "So, schau setz selber!" Nie ist das Wistrauen gewichen, es will nicht besser werden, trotz des tapferen Willens, den die Frau mitgebracht hat, sich in alles einzusügen.

Heute sind alle auf den Wiesen weit draußen am Waldrande, wo der große Berg schon sanst hinansteigt. Als erster
ging früh Reinhard, der Mann, die Sense schräg über die Schulter gelegt und er ahnte sicher nicht, daß sie ihm vom Rammersenster aus nachsah, mit einer demütig stillen Liebe, die gar nicht
mehr viel für sich erhofst, und die doch über alles Waß groß
ist, weil sie von der Rargheit der anderen zurückgedämmt wird
und im Verborgenen lebt.

Alle fommen erst nach Stunden wieder heim. Die junge Frau durste jest nicht mehr mit hinaus, sie mag nur "die Häuslichteit tun", wie die Schwiegermutter bestimmt hat.

Als die Frau wieder vors Haus geht, mit vorsichtig tastenden Schritten, ist draußen die Wolkenwand noch mächtiger geworden. Der Wind kommt jetzt auf. Ein einziger Wirbelsturm segt über den Hof und macht schon, daß die Fenster schüttern und klirren. Auch Blitze zuchen bläulich-fahl hinter den Baumkronen nieder. Wie nun der Donner nah und mit dumpsem Gedröhn dahinrollt! Eine Weile bleibt die Frau unter der Toreinsahrt stehen und späht wieder auf die Straße hinaus. Laß gut sein! Wenn jetzt ein Gewitter kommt, werden sie heimtrachten. Bald ist sie nicht mehr allein, tröstet sie sich, und sie lächelt schon über ihre zitternde Furcht. Dann schleppt sie sich mit zusammengepreßten Lippen über den Hof hin ins Haus.

Raum daß die Tür hinter ihr zufällt, bricht draußen frachend, stürzend der Regen nieder. Schloßen trommeln an die Scheiben, im Nu ist der Hof wie mit frischem Schnee bedeckt. Da — ganz rot leuchtet die Stube und die Bäuerin sinkt plötzlich auf die Dielen hin. Das Poltern, Schüttern und Krachen vermischt sich mit dem grellen Licht des Blizes. Die ganze Stube scheint nur ein Flammenmeer. Es dauert lange, ehe die Frau sich wieder emporrichten kann. Ueber allen Schrecken hin horcht sie hinaus: jezt hat der Bliz eingeschlagen — Herr im Himmel! — gerade jezt kann sie sich nicht erheben!

Minuten, zur Ewigkeit ausgedehnt, vergehen, ehe sich langsam hinausschleppt. Im Haus draußen ist Kühle und Dämmerslicht. Beruhigend still stehen die alten Truhen an der Wand. Der Regen fällt nun wie ein grauer Borhang an den Fenstern nieder.

Aber das Bieh brüllt, unruhig stampst es und rasselt an den Ketten. Als die Frau in den Stall kommt, bleibt sie erstarrt auf der Schwelle stehen. Durch das Gittersenster kann sie alles sehen: draußen brennt es! Die Scheune brennt, ein wenig höher am Hang, als das Haus, auf der anderen Seite des Weges, hat sie der Bauer erst vor Jahressrist bauen lassen. Aus dem Dach quillt bläulicher Rauch, da und dort lect eine Flammenzunge hervor, die der niederrauschende Regen nicht mehr ersticken kann. Beißend lagert der Rauch schon tief zwischen Haus und Scheune.

Jest darf fie sich nicht mehr besinnen. Jest gibt es kein Nachdenken, kein Fürchten, kein Hinaushorchen mehr. Gleich bei der ersten Auh, die ihr schon brüllend den Kopf zuwendet, muß sie ansangen, die angstscheuen Tiere loszubinden und hinauszudrängen. Endlich gelingt es. Wieder und wieder sinkt die Frau zwischen den Tieren hin, hält sich zitternd sest, taumelt in die Höhe, schlägt verzweiselt auf die prallen Tierleiber und erreicht es endlich doch, daß alle draußen hinterm Haus auf der Wiese stehen, brüllend und ängstlich zusammengedrängt.

Das Feuer hat zugenommen. Gewiß brennt nun das Heu. Die Hitze wird unerträglich und noch mehr der Rauch. Wenn nun aber das Feuer auch auf das Haus übergreift? Klirrend brechen oben in den Kammern die Fensterscheiben, wie lange noch, dann züngeln die Flammengarben herüber nach dem Dach des Hauses.

Die Frau taumelt wieder in das Haus zurück. Man muß zusammenpacken was wertvoll ist. Oben in seiner Kammer hat der Bauer den Kasten stehen, darin er das Schriftliche über den Hos, das Geld und alles Wertvolle verwahrt. Auch die Betten dürsen nicht liegen bleiben, die Kleider müssen aus den Schränten. Schwer nach Atem ringend, triesend von Schweiß, packt die Frau mit fliegenden Händel um Bündel hinaus auf die Wiese. Fast zum Ersticken ist der gräßliche Kauch der brennenden Scheune, die Hige nimmt noch immer zu. Wieder und wieder horcht die Frau: jetzt! Das muß Autohupen sein, da sind endliche Schritte — es muß doch jemand fommen!

Aber plöglich kann sie nicht mehr. Plöglich wirft sie das kommende Leben nieder. Schier vergehend in Schmerz, umkrallt die Frau das regennasse Gras. Es ist nicht mehr wie eine Menschenstimme, wie sie schreit.

Danach ist alles still, grausam still. Nein, nein — es kommt kein Schritt, es kommt kein Wagen — kein Wensch. Das Haus wird niederbrennen, das alte, schöne Haus.

Alls die Frau zu sich kommt, liegt sie nun doch im alten breiten Himmelbett in der großen Stube, wo alle Gutbauernfinder auf die Welt gekommen sind. Das letzte ist draußen auf der Wiese geboren worden, während ein Gewitter mit schwachem Grollen verrauschte und die Scheuer vorm Haus bis auf das Gemäuer herunterbrannte. Das Haus ist erhalten, — der alte Bauer sucht sorgend jeden Winkel ab: Wasser ist viel einzedrungen, aber kein einziges verstecktes Fünkchen ist zu sehen, das jählings ausslammen könnte.

Auf den Fußspisen stapst auch er in die Stube; weil die junge Frau jest wach liegt, bekommt sein scharfes Gesicht einen weichen Zug. "Sapperment", murmelt er, als er sich über die Wiege beugt und aus seiner tiefen Stimme klingt Wohlwollen und Anerkennung.

Mit ihren alten Runzelfingern streichelt die Mutter der jungen Frau das Haar aus der Stirn. Gottseidank, daß sie noch alle zurechtkamen. Herr im Himmel — so ein Tag! Das macht der jungen Frau niemand nach, niemand, das hätte fie in ihren jungen Jahren weiß Gott nicht gekonnt.

Der junge Bauer sagt überhaupt nichts. Aber als er endlich dem wachen Blick der Frau begegnet, tröpfelt es ihm naß aus den Augen und er beugt sich schnell zu ihrem Gesicht nieder.

Das verpasste Souper . . .

Humoreske von Friedrich Bieri

Herr Franz von Bergen, Regierungsrat des Kantons Graubünden, hatte das Konzert mit seiner Anwesenheit beehrt, um zwei seiner selbstversaßten Kompositionen aufführen zu hören. Dieselben wurden zu seinem lebhasten Beisall unter dem Jubel des Publikums gespielt. Hernach wurden die vier aussührenden Wusser zum Zeichen der Anerkennung von dem Herrn Regierungsrat zum Nachtessen gebeten. Da standen sie nun vorläusig in dem kleinen Salon, den hohen Gastgeber erwartend.

"Eine große Ehre und gewiß auch ein vorzügliches Menu", stüsterte der Cellist dem zweiten Geiger zu. Letzterer, ein kleiner, schlanker Herr mit krausem, blondem Haar, siel Fremden gewöhnlich durch seine unnatürliche Totenblässe auf. Seine Bekannten waren sich schon längst daran gewöhnt. Auch hatte er die Eigentümlichkeit, zu erbleichen, wenn andere erröteten. Im übrigen aber war er ein vollkommen kerngesunder, sehr stiller, bescheidener Mensch. "Ich wollte, es wäre so weit!" flüsterte er zurück. "Ich habe einen Hunger, einen kannibalischen Hunger, sage ich Ihnen! Man speist ja schließlich nicht alle Tage mit einem Regierungsrat; deshalb habe ich heute zu Hause mein Mittagessen schon hübsch stehen lassen!" — "Das war aber sehr leichtsinnig von Ihnen, Herr Habegger", mißbilligte der Cellist, "darum also knurte es immer so neben mir vorhin — gerade beim süßesten Udagio. Das war also Ihr Magen!"

In diesem Augenblick erklang die Stimme eines Dieners: "Meine Herren — Herr Franz von Bergen." Die Türen öffneten sich weit und herr von Bergen trat, gefolgt von zwei an= dern Herren, ein. Für jeden hatte er ein freundliches, aner= fennendes Wort. Schlieflich blieb er beim Rlavierspieler steben, in eine lebhafte Distuffion über eine Stelle in seinem Scherzo geratend. Man sette fich unter fortwährenden Gesprächen um den silberbligenden Tisch. Auch der Cellist wurde nun in das Scherzothema verwickelt. Einer der Begleiter des Regierungs= rates fixierte unausgesett den ihm vis-à-vis sitenden Habegger, der ihm durch seine Blässe auffiel. Endlich wandte er sich an den zweiten Geiger: "Ihrem Herrn Kollegen scheint nicht wohl zu sein!" Sabegger, der plöglich vier Augen forschend auf sich gerichtet sah, wurde noch einen Schein bläffer. "Mir fehlt nichts!" sagte er abwehrend und schlug verlegen die Augen nieder. Sein Magen knurrte. Er hätte sich in diesem Augen= blick selbst umbringen können. "Wenn doch nur die Suppe fäme!" betete er ftumm. Bu allem Ueberfluß murde nun auch herr von Bergen aufmerksam auf ihn und nickte ihm leutselig zu: "Ach so, ich verstehe! Sie leiden, scheint mir, am Magen; fenne das leider selbst! Alles Schwere meiden, besonders abends. Ja, ja." - "Alfo, Cis-Moll meinen Sie?" wandte er fich wieder an den Celliften.

Endlich erschien die Suppe und duftete versührerisch. Der arme, "magenleidende" und hungrige Habegger konstatierte entzückt, daß es Krebssuppe war, die er ganz besonders gerne mochte. Er beugte sein blasses Gesicht aufatmend über die seuerrote Suppe. — In diesem Augenblick blickte der Heuerrote Suppe. — In diesem Augenblick blickte der Heuerrote suppe. — in Winf an das Mädchen, und zu Habeggers unaussprechlichem Entsehen nahm plößlich eine ziersliche Mädchenhand den Teller vor ihm weg. Empört suhr er auf — da sah er gerade in Herrn von Bergens teilnahmsvoll lächelndes Gesicht. Schelmisch drohend hält er den Zeigesinger erhoben.

"Ja, nicht! Herr Habegger — das ist Gift für Sie! Auch vor den Forellen warne ich Sie — sie sehen so unschuldig aus und liegen nachher wie Blei im Magen. Ein Stückhen Kehrücken — das ist vielleicht noch das Beste für Sie!" — Habegger senkte resigniert seinen Kopf — zum Widerspruch viel zu schücktern.

"Warten Sie nur, wenn die Forellen fommen!" dachte er grimmig. "Da will ich meinen Teller schon festhalten!" — Die Suppe verschwand, und eine Platte blauer, schön gesleckter Forellen erschien. Habegger erbleichte noch mehr vor lauter Aufregung; er warf scheue Blicke auf den Regierungsrat, indem er zugleich mit beiden Händen frampshaft seinen Teller sesthielt. Aber plöglich stand der Gastgeber hoch und schlank neben ihm und klopste ihm leise auf die Schulter.

"Bitte, folgen Sie mir!" flüsterte er ihm leise zu. — Der arme Habegger war viel zu schüchtern, um einen Einwand zu wagen. — "Hoffentlich dauert es nicht langel" seuszte er innerlich und warf einen "verzehrenden" Blick auf die Forellen, von welchen eben der Klavierspieler eine unglaubliche Portion auf seinen Teller lud; dann ließ er sich ergeben fortsühren. Durch eine Keihe von Zimmern ging der Weg; — endlich in einem kleinen hellen Kaum drückte Herr von Bergen den vollkommen verblüfsten Habegger auf eine Couch. — "So", sagte er, "bleben Sie hier ganz ruhig sitzen!" — "Uber!" versuchte Habegger einzuwenden mit der Krast seiner Berzweissung, die in ihm war. — "Bleiben Sie ganz ruhig!" unterbrach ihn der aufrichtig besorzte Gastgeber. "Warten Sie da! — So! Bald wird Ihnen sicher besser werden. Darf ich Ihnen ein Glas Wasserbringen lassen?"

Habegger wehrte ab, und plößlich befand er sich, ehe er sich's versah, mit knurrendem Magen auf der Couch hingestreckt. "Bleiben Sie also ruhig liegen, und bald wird Ihnen wieder besser seine", hörte er noch eine Stimme wie aus weiter Entsernung, und bevor er noch irgend etwas erwidern konnte, daß er ja kerngesund sei und ihm nichts sehle als tüchtig zu essen, war die Türe schon leise ins Schloß geschnappt, und stille war's im Zimmer, unendlich stille. Nur zuweilen schien ihm, als dringe ein Ton von Kristallgläsern herüber, aber er war viel zu schücktern, um sich wieder allein in den Speisesaal zurück zu wagen.

Nach einer Weile nahten große polternde Schritte; die Türe wurde leise geöffnet und der besorgte Gastgeber stand wieder vor dem nunmehr vollkommen erschöpften Habegger. "Nun, Herr Habegger, geht's jett besser?" fragte er freundlich. "Mir sehlt doch gar nichts!" stotterte der verzweiselte zweite Geiger. — "Ja, ja — Ruhe und bequeme Lage wirsen manchmal Wunder!" nichte er — "nun aber kommen Sie." — "Gott sei Dank!" stöhnte Habegger leise. Wieder öffneten sich die Türen; man hörte lebhastes, animiertes Durcheinandersprechen; hernach lautes Stuhlrücken. Soeben standen die Herren vom Tische auf. — "Hallo, Kollege Habegger — wo in aller Welt stecken Sie denn eigentlich? Diesen Rehrücken versäumen und diese Forellen, das verstehen wir nicht!"

Herr von Bergen wandte sich ihm wieder lächelnd zu. "Sie sehen immer noch blaß aus, mein Lieber", sagte er freundlich, "aber der Ruhe pflegen und Diät halten, vor allem Diät halten, ist ja immer das beste in solchen Fällen! — Also, meine sehr verehrten Herren, Ihr Besuch hat mich sehr gefreut! Leben Sie wohl, meine Herren!"...